

## Fluchtpunkt Görlitzer Park

*Anwohner klagen, die Polizei führt Razzien: Die Zahl der Dealer im Görlitzer Park in Berlin-Kreuzberg steigt. Es sind Flüchtlinge aus Afrika, junge Männer wie Ibrahim aus Mali.*

Von Konrad Litschko, taz-Berlin, 31.08.2013

Ibrahim kennt Daniel Okine nicht. Noch nicht. Wenn Okine auch ihn ansprechen und fragen wird, was er gerade am meisten braucht, was wird er da antworten? Ibrahim zögert nicht lange. "Einen Job", sagt der junge Malier. Und welchen? Er schaut fragend. "Egal, einen Job, irgendeinen."

Ibrahim jobbt derzeit im Görlitzer Park. Von seinem Arbeitsplatz aus kann er weit auf das struppige Gras des Kreuzberger Parks blicken, auf die plaudernden Menschengruppchen, die Frisbeespieler, die Spaziergänger und Radfahrer. "Marihuana?", fragt Ibrahim diejenigen, die an ihm vorbeilaufen. Es klingt freundlich, er lächelt dabei. Manchmal formt er seine Finger, als ziehe er an einem Joint. Die Fußgänger aber blicken zu Boden, gehen weiter. Es läuft nicht gut an diesem Nachmittag.

Ibrahim sieht jung aus, auf seinen Augen liegt ein glasiger Schleier. Er trägt die Haare kurz, eine Trainingsjacke und eine zu große Armbanduhr. So wie viele hier. Anders als sie wirkt er fast schüchtern. Doch als ihn ein Mitstreiter anblafft, schimpft Ibrahim lautstark zurück. Wer im Görlitzer Park arbeitet, kann sich keine Schüchternheit erlauben.

Seit sechs Monaten ist Ibrahim im Park. Er ist damit Teil einer Debatte geworden, die seit Wochen um den Görli tobt. Als "Drogenumschlagplatz" titulierte ihn die Boulevardpresse. Bis zu 100 Dealer, sagt die Polizei, hielten sich täglich im Park auf. Tendenz steigend.

Innensenator Frank Henkel, der CDU-Mann, versprach mehr Polizeipräsenz. Das Bezirksparlament beriet am Mittwoch über einen Coffeeshop, in dem legal

Cannabis verkauft werden könnte. Die lokale CDU fordert einen Zaun, der nachts abgeschlossen wird. Und das Bezirksamt setzt nun auf Sozialarbeiter. Auf Daniel Okine und sein Team.

Ausgerechnet in Kreuzberg wird ein Park zum umkämpften Platz. Im Alternativbezirk, der sich stets größtmögliche Toleranz attestiert. Selbst liberale Anwohner klagen nun über die Masse an Dealern, über belagerte Parkeingänge, das aggressive Bewerben der Drogen. Viele tun es mit einem mulmigen Gefühl. Sie wissen, dass die, die sie kritisieren, nicht herkamen, um am Ende im Görli zu dealen. Und doch klagen sie: wegen der Kinder, wegen des gefühlt so unsicheren Parks.

Die Gegenseite steht sofort parat: Als Gentrifizierer schmähen sie die Sorgenträger. Mit einer Kundgebung demonstrierten Linke für die Dealer und gegen "rassistische Polizeikontrollen". Neben dem Park brannten vier Autos. Als Zeichen gegen den "rassistischen Bürgermob", wie es im Bekennerschreiben hieß.

Der Görlitzer Park, eine Toleranzprobe. Für diejenigen, über die jetzt alle reden, ist der Park aber mehr. Er ist letzter Zufluchtsort, ist Existenzgrundlage. Nur redet bisher niemand mit ihnen.

Das ist auch nicht einfach. "Paparazzi? Oh no, no!", sagt ein Afrikaner, der zuvor von einer Bank aus um Kunden warb. Er scheucht den Journalisten davon. Ein Mann aus Angola erzählt, er lebe im "Heim" in Dessau, sei nur heute hier und warte auf seine Freundin. Ein anderer Afrikaner am anderen Ende des Parks erzählt genau die gleiche Geschichte. Tage später sind beide wieder da.

Bei der Polizei heißt es, die Dealer seien fast ausnahmslos Afrikaner, fast alle in Asylverfahren oder in Duldung.

Nationalitäten nennt die Polizei nicht. Im Park aber geben sich vor allem Westafrikaner zu erkennen, die meisten sind aus dem Senegal oder dem Zwergenstaat Gambia. Auch aus Guinea, Mali und Nigeria kommen einige. Jede Landesgruppe hat ihren Platz: vor den Eingängen, im Mittelstreifen, an der Kuhle.

Wegen der Landsleute seien sie im Park, sagen sie. Um untereinander ihre lingua zu sprechen. Ibrahim räumt ein, dass er hier sei, um Geld zu verdienen. Auch er

hat seine feste Ecke. Er ist dafür zuständig, potenzielle Kunden anzusprechen. Sind sie interessiert, leitet er sie weiter zu den Verkäufern und bekommt einen Teil des Erlöses. Hat er genug Geld, kauft er sich selbst eines der durchsichtigen Plastiktütchen, 5 Gramm Cannabis für 25 Euro. Die Tütchen verkauft er für 35 Euro weiter, manchmal für mehr.

Anders als die anderen erzählt Ibrahim, der seinen richtigen Namen verschweigt, seine Geschichte. Überprüfen lässt sie sich nur schwer. "Scheiße" sei das mit den Drogen, sagt er. Eines seiner wenigen deutschen Wörter. "Zu viele Probleme." Aber er brauche das Geld, was soll er tun?

Vor zwei Jahren verlässt Ibrahim das westafrikanische Mali. 40.000 Einwohner hat seine Heimatstadt, sie liegt am Niger, lebt vom Handel am Fluss. Eine Schule hat Ibrahim nie besucht, er kann weder lesen noch schreiben. Sein Englisch hat er in Europa gelernt. So erzählt er es.

Warum ist er gegangen? "Weißt du, wie es in Mali ist?", entgegnet Ibrahim. Das Land gehört zu den ärmsten der Welt. 2012 durchlebt es einen Militärputsch und einen Aufstand islamistischer Rebellen, Hunderttausende fliehen. Ibrahim schlägt sich schon vor den Kämpfen nach Marokko durch, 4.000 Kilometer entfernt. Dann setzt er mit anderen in einem Boot nach Spanien über.

Er habe dort nach einem Job gesucht, erzählt Ibrahim. Doch ohne Papiere hat er keine Chance. In Deutschland sei es leichter, erzählen sich die Geflohenen. Also fährt Ibrahim nach Deutschland, landet in Hamburg. Dort wird er von der Polizei aufgegriffen. Sie bringen ihn nach Sachsen-Anhalt, in eine Flüchtlingsunterkunft. Doch auch dort bleibt Ibrahim nicht lange. Wieder folgt er den Gerüchten. In Berlin, heißt es im Heim, gebe es Arbeit. Ibrahim kauft sich eine Fahrkarte: Berlin, Alexanderplatz.

Doch Ibrahim findet keine Arbeit. Afrikaner, die er auf der Straße anspricht, vermitteln ihm zumindest einen Schlafplatz: die leer stehende Schule in der Ohlauer Straße in Kreuzberg, seit vergangenem Dezember von Flüchtlingen besetzt. Der Görli

ist nur 100 Meter entfernt. Ibrahim geht in den Park, sieht die dealenden Afrikaner. Es dauert nur wenige Tage, da spricht er einen an. Seitdem ist er dabei.

Daniel Okine sitzt an einem kleinen Tisch auf dem Bürgersteig der Görlitzer Straße. Er habe mal in Italien Westafrikaner getroffen, erzählt er. "Selbst die haben mir vom Görlitzer Park erzählt, von den Drogen und der Freiheit." Okine schüttelt den Kopf, er lacht, fassungslos. "Das kann doch nicht sein!" Der 47-Jährige ist ein gut gelaunter, freundlicher Mann. Seit vergangener Woche hat er eine unmögliche Aufgabe: Er soll den Görli befrieden.

Daniel Okine ist in Ghana geboren, seit vier Jahren Berliner. Er gehört zum afrodeutschen Joliba-Verein, der seinen Sitz gleich neben dem Görli hat. Mit drei weiteren Sozialarbeitern soll Okine in den nächsten drei Monaten durch den Park gehen und Afrikaner ansprechen. Er wird sie auf Hilfsangebote hinweisen und die Dealer unter ihnen um Zurückhaltung bei ihren Geschäften bitten.

Auch die Drogenhilfe Fixpunkt ist beteiligt. Der Bezirk finanziert das Projekt mit einem Mini-Etat von 4.000 Euro. "Wir müssen vorsichtig und höflich sein", sagt Okine. "Erst mal wollen wir einfach nur das Gespräch suchen und zuhören."

Manch einer hält den Ansatz für naiv. Aber vielleicht ist es der einzige, der funktioniert. Denn zuletzt hieß die Parole für den Görlitzer Park nur: Mehr Polizei.

So wie an einem Nachmittag vor zwei Wochen. Drei Stunden haben der Typ mit den Schlabberklamotten, die Frau mit den Kopfhörern und der Radfahrer den Park durchstreift. Plötzlich ziehen sie unweit des Cafés Edelweiß ihre Dienstmarken: "Polizei!"

Die Dealer rennen auseinander. Drei Einsatzwagen preschen in den Park. 16 Verdächtige können die Zivilpolizisten am Ende fassen. In Handschellen werden die Afrikaner vor die Wagen gestellt. Portemonnaies werden durchblättert, Handyschalen geöffnet. Drogenhunde schnüffeln durch die Gebüsche, 55 Tütchen mit Cannabis finden sie. "Habt ihr nichts Besseres zu tun?", blafft eine junge Parkbesucherin die Polizisten an.

Die kontrollierten Männer wirken dagegen gefasst, nur einer schimpft lautstark über eine Pressekamera. Die anderen lassen die Durchsuchungen wortlos über sich ergehen. Ein Mann erhält einen Haftbefehl, die 15 anderen müssen die Beamten wieder gehen lassen. Sie haben kein Cannabis bei sich oder weniger als die 15 Gramm, die als Eigenbedarf durchgehen. Ein Polizist erteilt einem Senegalesen mit Rastalocken noch einen Platzverweis, weil er als Asylbewerber in Halle gemeldet ist und laut Residenzpflicht gar nicht hier sein dürfte. "If we see you again, we arrest you, okay?" Der Kontrollierte nickt. Eine halbe Stunde später sitzt er wieder auf einer Bank im Park.

69 Drogenrazzien führte die Polizei seit Jahresbeginn im Görli durch, zuletzt zwei pro Woche. Im gesamten letzten Jahr waren es 75 Einsätze - und schon das galt als viel. Dass sich die Drogenprobleme mit den Razzien lösen ließen, glauben auch die Ermittler nicht. Und sie wissen, dass diejenigen, die sie im Park fassen, nur das Ende der Vertriebskette sind, das schwächste Glied, das sichtbarste. Auch an diesem Nachmittag stellen sie den gefassten Dealern einen Strafrabatt in Aussicht, wenn die ihre Lieferanten verraten. Keiner lässt sich darauf ein.

Es gibt kaum einen Afrikaner im Park, der keine Polizeikontrolle miterlebt hat. "So many razzia", echauffieren sich die Männer am Eingang Falckensteinstraße. Es sei doch kein Verbrechen, in einem Park zu sitzen. "Racist" sei das. Auch Ibrahim wurde schon von Polizisten kontrolliert. Drogen hatte er nicht dabei. Aber sein ganzes Geld, sagt er, hätten die Beamten beschlagnahmt, 400 Euro. Bei der Polizei heißt es, dies sei erlaubt, wenn es den Verdacht gebe, es handle sich um einen "Handelserlös", etwa durch eine "typische Stückelung".

Die Geschäfte gehen trotzdem weiter. Die Dealer haben sich auf die Razzien eingestellt, die meist dienstags und donnerstags drohten, heißt es, aber fast nie am Wochenende. Auf Fahrrädern halten einige Ausschau nach Polizisten. Am späten Mittag rollt eine Frau mit Kinderwagen durch den Park, steuert die Gruppen Afrikaner an. Sie lupft die Decke, löffelt aus Plastikeimern Reis und Fleischeintopf, den Teller für 5 Euro. Die Infrastruktur steht.

Die Nachfrage auch. In Reiseführern wird der Görli als charmanter "Antipark" beworben, Drogen inklusive. Neben Touristen gehören auch Anwohner zu den Kunden. "Hey, Alexander!", grüßt ein Jogger mit Halbglatze einen Dealer. Er komme später noch mal, nach dem Essen.

Das deutsche Asylrecht verbietet es Flüchtlingen, in den ersten 9 Monaten nach ihrer Ankunft zu arbeiten. Auch danach dürfen sie einen Job nur annehmen, wenn sich nicht "bevorrechtigte Arbeitnehmer" finden, Deutsche und EU-Bürger. 225 Euro monatlich erhielten die Asylsuchenden bis letztes Jahr für den Lebensunterhalt, inzwischen sind es Hartz-IV-Sätze.

Im Görli bekommen viele nicht mal das. Einige sind mit einem Touristenum hier, andere gänzlich Papierlose, eingereist aus Spanien oder Italien. Würden sie Asyl beantragen, drohte ihnen die sofortige Abschiebung ins europäische Ersteinreiseland. 214 Strafanzeigen erstattete die Polizei dieses Jahr nach ihren Razzien im Görlitzer Park. 62 davon wegen Aufenthaltsverstößen - des zweithäufigsten Vergehens nach 116 Delikten gegen das Betäubungsmittelgesetz.

Ibrahim hat ein Papier. Er holt einen zerknitterten Zettel aus der Hosentasche. Es ist von der Ausländerbehörde aus Sachsen-Anhalt. "Aufenthaltsgestattung", steht dort. Geboren in Mali, 17 Jahre alt. So hat es Ibrahim den Behörden erzählt. Er hofft, es hilft ihm im Asylverfahren. In Wirklichkeit, sagt Ibrahim, sei er 23. Die Aufenthaltsgenehmigung läuft noch bis Ende September. Was danach geschieht, weiß Ibrahim nicht.

Es sind Schicksale wie diese, die Daniel Okine darin bestärken, dass sich etwas ändern muss im Görli. Viele Afrikaner seien "really lost" im Park, sagt er. "Die Leute denken, das Dealen sei eine Lösung. Aber das ist es nicht. Irgendwann kommt die Polizei. Und was ist, wenn du krank wirst?" Zudem sei der Umgang der Dealer untereinander rauer geworden, hat Okine festgestellt. "Es gibt keine Limits mehr. Es sind einfach zu viele Leute."

Immer wieder sorgt die Konkurrenz auch für Gewalt. Anfang Juli attackierten sich zwei Männer mit Messern, einer wurde lebensgefährlich verletzt. Im letzten November wurde einem 19-Jährigen in einem Streit sein Ohr abgeschnitten. 2010

wurde ein 28-Jähriger aus Gambia im Park erstochen. "Die Leute werden verrückt hier", sagt ein Mann aus Angola, "zu viel Stress."

Auch deshalb geht Daniel Okine am vergangenen Mittwoch durch den Görli. Es ist seine dritte Tour. Joliba-Chefin Katharina Oguntoye begleitet ihn, eine Historikerin und Deutschnigerianerin. "Hallo, wie geht's?", spricht Okine einen Afrikaner an. "Wir helfen den Brüdern und Schwestern in der Diaspora. Ich komme aus Ghana und du?" Der skeptische Blick des Basecap-Trägers löst sich. "Gambia", antwortet er. Okine erzählt von der Sozialberatung bei Joliba, den Computerkursen, dem Deutschunterricht. Ah, Deutsch, sagt der Gambianer, daran sei er sehr interessiert. "I'll come." Okine strahlt. "Klasse", sagt Oguntoye.

Auf ihrer Tour haben beide auf einem Klemmbrett eine Tabelle dabei, notieren dort "Interessen" und "Berufswunsch". Dass die Sozialarbeiter keine Arbeit verteilen können, verstehen die wenigsten Angesprochenen. Später wollen Okine und Oguntoye den Dealern noch Postkarten in die Hand drücken. "Bitte keine Kinder ansprechen", steht darauf, und: "Bitte keine Gruppen vor den Eingängen bilden."

Natürlich wisse man nicht, ob sich jemand daran halte, sagt Monika Herrmann, die grüne Bezirksbürgermeisterin. Aber die Razzien hätten ja auch nichts verändert. "Es ist ein Versuch. Und im Moment sehe ich keinen besseren." Laufe es gut, werde sie für eine längerfristige Finanzierung eintreten.

Nur: Was heißt "gut" für einen Park, in dem so große Probleme verhandelt werden: Drogenkonsum, Stadtaufwertung, europäische Flüchtlingspolitik? Schon vor fünf Jahren diskutierte eine Kiezzrunde über einen "Görlitzer Park ohne Dreck und Drogen". Vor zwei Jahren befestigte der Bezirk Wege, stellte Laternen auf. Die Initiative "Unser Görli - einer für alle", ein Projekt des Grünflächenamts, legte einen "Garten der Kulturen" an. Heute stehen dort weiter die Dealer. Immerhin: Einige buddeln zusammen mit Anwohnern im Garten.

Ibrahim sagt, wenn er einen Job hätte, wäre er sofort weg aus dem Park. Es ist ein Wunsch, der unerfüllbar scheint: ohne Bleiberecht, ohne Schule, ohne Ausbildung. Also kommt Ibrahim weiter nachmittags in den Görli. Wartet, fragt sein "Marihuana?". Manchmal, wenn kaum Leute im Park sind oder wenn er keine Lust

hat, kauft er sich einen S-Bahn-Fahrschein. Zuletzt war er weit draußen im Osten, in Wartenberg. Lief einfach durch die Straßen. Er schaue dann nur, sagt Ibrahim. Trifft er Afrikaner, spricht er sie an. Einen Bekannten hat er jetzt. In dessen Wohnung an der Warschauer Straße kann er schlafen, wenn dort Platz sei. Sonst, sagt Ibrahim, kenne er hier niemanden wirklich.

Ab und zu telefoniert Ibrahim mit seiner Mutter in Mali, einer Witwe. Er sei ehrlich, sagt er, erzähle von den Problemen, dass er keine Arbeit hat. Erkläre, warum er erst einmal nur 50 Euro geschickt habe. Von den Drogen erzählt Ibrahim nichts.

Eines Tages will er nach Mali fahren. Zu seiner Mutter, seiner Schwester, seinem Bruder. "Nur zu Besuch. Und danach zurück nach Deutschland." Richtig zurückgehen will er nicht. Er müsse einen Job finden, sagt Ibrahim.

Ob er seiner Familie, seinen Geschwistern zur Flucht raten würde? Ibrahim stutzt kurz, dann lacht er. Diese Frage, nach all dem, was er erzählt habe? "Oh no, it's no good!"